

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zum
„Südungarischen Lloyd“.

N. 4. 1885.

Nach fünfzehn Jahren.

Novelle
 von
Benno Braun.
 (Fortsetzung.)



(Nachdruck verboten.)

„Martin schrieb mir, er halte es für unverträglich mit seinem Gewissen, einen Lehrer zu empfehlen, dessen Fähigkeiten und Ansichten so wenig den Anforderungen dieses Amtes entsprächen,“ erzählte Hubenreuter dem jungen Mädchen weiter. „Sein Verhalten erschien mir unbrüderlich und empörte mich. Ich antwortete in heftiger Weise, schalt ihn einen Pedanten, dessen Ideen nicht über den beschränkten Gesichtskreis des eigenen Vortheils hinausreichten. Der Zwiepalt zwischen uns, der in dem Gegensatz unserer Charaktere begründet lag, war damit offen hervorgetreten. Trotzdem blieb ein brüderliches Gefühl für ihn in meinem Herzen zurück, das zu verleugnen ich nun und nimmer im Stande gewesen wäre. Ihn hat das keine Kampf gelöst.“

Doch höre weiter. Eine gräfliche Familie, die auf ihrem Stammschloß in Vorpommern lebte, hatte mich zum Erzieher des einzigen Sohnes und Erben bestimmt. Es war ein trüber Novembertag, als ich in den Hof des Schlosses einfuhr, in dem sich mein künftiges Schicksal entscheiden sollte. Wie eine Vorahnung der kommenden Ereignisse lag es auf meiner Seele, meine Stimmung war gedrückt und mißmuthig. Finster folgte ich dem Diener, der mich am Portal empfing, durch die große Vorhalle, die steinernen Stufen zum ersten Stock hinauf. Da erblickte ich auf dem oberen Korridor, als ich eben im Begriff war, mich nach dem für mich bestimmten Zimmer zu wenden, eine Mädchengestalt, die meinen Gedanken plötzlich eine andere Richtung gab. Sie war aus einem der großen Gemächer getreten und kam mit leisem, elfengleichem Schritt den langen Korridor herunter. Ich trat unwillkürlich mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung zur Seite, als sie an mir vorüberging. Erst jetzt schien sie mich zu bemerken, sie schaute mich mit den großen blauen Augen halb fragend, halb forschend an und dann glitt ein so freundliches, ein so gütiges Lächeln über ihre Züge, daß es mir plötzlich heiß um's Herz wurde, ich wußte nicht, wie mir geschah.

„Der Herr Doktor Hubenreuter, gnädiges Fräulein,“ sagte der Diener.

Sie nickte, als wolle sie sagen, sie habe mich schon dafür erkannt, und schaute mich dabei mit einem so eigenhümlichen Blicke an, so durchbringend, als wenn sie mir die Gedanken von der Stirne ablesen könnte.

„Es ist etwas einsam bei uns,“ sagte sie dann mit einer weichen, melodischen Stimme, „aber ich hoffe, es wird Ihnen schon gefallen, wenn Sie erst länger hier sind. Seien Sie mir willkommen, Herr Doktor.“ Damit reichte sie mir die Hand, nickte mir noch einmal lächelnd zu und war verschwunden.

Ich stand regungslos, wie gebannt, auf demselben Fleck, bis mich der Diener mit der Frage, ob ich nicht auf mein Zimmer zu gehen wünsche, daran erinnerte, wo ich mich befand. Dies riß mich aus dem Zauberbann, in den mich die holde Erscheinung verstrickt hatte. In mir war es plötzlich so hell geworden, so licht, als hätte ich in eine neue, ungeahnte Welt geschaut, in eine Welt voller Sonnenschein und hohen, unaussprechlichen Glücks. Der Eindruck, den das junge Mädchen — sie konnte kaum sechzehn Jahre zählen — auf mich gemacht, war so mächtig, so gewaltig, daß er eine vollständige Umwandlung in meiner Sinnesart hervorbrachte. Die düsteren Mauern des Schlosses mutheten mich mit einem Male vertraut und heimlich an, der Widerwille, den ich noch kurz vorher gegen mein Amt gehegt, wich einer nie empfundenen Freudigkeit, und ich gelobte mir, nicht nur streng meine Pflicht, nein, diese Pflicht mit Lust und Liebe zu erfüllen, um mich des Glückes, in ihrer süßen Nähe leben zu dürfen, würdig zu beweisen.

Ich war mir an jenem Abende noch nicht bewußt, welsch dämonischer Macht ich anheimgefallen war. Die Liebe war mir bisher nie gekannt, jetzt hatte sie mich erfaßt mit ihrer ganzen Gewalt und ich ver-

sant rettungslos, unfähig zu widerstehen.“ Er strich sich sinnend über die Augen und fuhr dann fort:

„Der alte Graf war ein herrlicher Charakter, behaftet mit allen Vorurtheilen seines Standes, die Gräfin eine kalte, strenge Dame, der junge Majoratsherr, ein Burschen von neun Jahren, ein so eigenfinniger, fauler und launenhafter Schüler, wie selten einer die Geduld des Lehrers auf die Probe gestellt hat. Was mir früher unmöglich gewesen war, zu ertragen, alle Demüthigungen und Plagen meines Berufes — jetzt nahm ich sie leicht und gern auf mich. Ich hatte nur noch ein Ziel: mir die Zufriedenheit der Eltern zu gewinnen, um nicht von dem Mädchen getrennt zu werden, das ich liebte, mit allem Feuer, aller Gluth meines ungestümen Herzens, ohne zu fragen, was wohl das Ende dieser offenbar hoffnungslosen Leidenschaft sein könne.“

Die junge Comtesse ahnte nicht, was in meinem Innern vorging. Unbefangen verkehrte sie mit mir in ihrer freundlichen Weise, fragte mich um Rath bei der Auswahl ihrer Lektüre und brachte oft ganze Stunden still zuhörend im Bibliothekzimmer zu, wo ich ihrem Bruder Unterricht ertheilte, ging auch wohl plaudernd mit mir in den Wegen des Parkes auf und ab und scharte so unwissentlich die Flamme, die mir im Herzen brannte, immer heftiger an. Sie war hold und schön, und lieb und gut wie ein Engel. Ihre Seele war ein klarer Spiegel, den der Hauch der Welt noch nicht getrübt, und ihr Herz rein und unberührt, wie das Deine, Gertrud. Mir schwand ein halbes Jahr wie im Traume dahin, während dessen wir in der unschuldigsten, harmlosesten Weise miteinander verkehrten.

Nach und nach aber wurde es anders. Der Winter kam und Luzie nahm an den Bällen und Festlichkeiten, die im Schlosse ihrer Eltern oder auf denen der Nachbarn stattfanden, zum ersten Male als erwachsene Theil. Sie wurde in die Gesellschaft eingeführt und wegen ihrer Schönheit sofort von den jungen Adeligen eifrig umworben. Wir sahen uns von Tag zu Tag seltener, Luzie war häufig abwesend oder hatte Besuch von Freundinnen und Verehrern. Auch ihr Wesen veränderte sich auffallend. Sie begann nachdenklich zu werden, ihr kindlicher Frohsinn machte in stillen Stunden einem süßen, träumerischen Ernste Platz, und sie vermied es, mit mir allein zusammenzutreffen. Schmerz und Eifersucht zerrissen mir das Herz. War sie auf den Standesunterschied zwischen uns aufmerksam geworden, hielt sie es unter ihrer Würde, mit einem Hauslehrer freundschaftlich zu verkehren? Oder hatte vielleicht gar einer der jungen Fante, die ihr huldigten, Eindruck auf sie gemacht? War es die Liebe, die solche Umwandlung hervorbrachte?

Ich zermarterte mir den Kopf mit den wildesten, qualvollsten Gedanken. Keiner brachte mir Licht. Umsonst suchte ich eine Erklärung herbeizuführen, in der Hoffnung, das frühere unbesangene Verhältnis zwischen uns wiederherstellen zu können. Sie wich mir stets aus, eine Gelegenheit, sie allein zu sprechen, wollte sich nicht finden.

Und der Tag der Erklärung kam doch. Es war zum zweiten Male seit meiner Ankunft Frühling geworden und die Bäume und Sträucher des weiten Parkes standen in voller Blüthe. Da überraschte ich sie eines Abends, als sie sinnend unter einer breitästigen Linde saß, das Haupt an den Stamm gelehnt und träumerisch in die Sonne starre, die eben gluthroth im Meere unterging. Damals fielen die verhängnißvollen Worte, die über unser Beider Lebensglück entschieden — ich weiß noch heute nicht, wie es geschah — ich fand den Muth, ihr mit flammenden, heißen Worten meine Liebe zu gestehen.“

Er machte eine Pause und athmete tief auf.

„Als ich an jenem Abend mein Zimmer aufsuchte, nachdem ich Stunden lang wie im Taumel am öden Meeresstrand umhergestreift und in das Brausen der Wellen jauchzend hineingerufen: ‚Sie liebt mich, die Holde, die Süße!‘ — da sank ich wie betäubt auf mein Lager nieder, betäubt von Wonne und Glück. Und dann kamen mir schwarze, entsetzliche Gedanken. Es sagte mich wie Reue über mein wahnwitziges Beginnen. Sie konnte ja nie die Meine werden, und ich hatte den Frieden dieses jungen, unschuldigen Herzens für immer zerstört, sie in das Verderben mit hineingezogen, das über mich hereinbrechen mußte. Ich war schuldig — ich allein! Ich kannte doch die grausame Menschenfalschung, die eine Scheidewand zwischen die Herzen schiebt, die den Werth

des Menschen nach Rang, Reichthum und Geburt abschätzt, und wußte, daß das Vorurtheil eine Mauer sei, an der man sich wohl den Kopf zerbrechen kann, aber die einreissen zu wollen das Unternehmen eines Thoren ist. War ich nicht fähig, meine Leidenschaft zu unterdrücken, so mußte ich die Kraft finden, ihr Schweigen zu gebieten. Ich habe in jener Nacht mit mir selbst gekämpft und gerungen, wie Jakob mit dem Engel — und wie zwischen diesen, so ist der Kampf zwischen meiner Liebe und meiner Vernunft unentschieden geblieben.

Neben das halbe Jahr, das nun folgte, kann ich schnell hinweggehen. Es ist das eine alltägliche Geschichte, die heimliche Liebe zweier jungen Leute von verschiedenem Stand. Manchmal schien es mir doch möglich, Luize zu erringen. Ich machte Pläne, mit ihr über's Meer zu fliehen, nach Amerika, und dort auf freiem Boden mir ein Heim zu gründen. Zu anderen Stunden wieder sah ich die Hoffnungslosigkeit unserer Liebe deutlich ein und zitterte vor dem Ende. So schwankte ich zwischen Seligkeit und Hölle und mußte außerdem sehen, wie auch ihr das Bewußtsein unserer Lage zu dämmern anfing und sie stiller und trauriger wurde von Tag zu Tag. Heimliche Zusammenkünfte, verstohlene Händedrücke und Küsse — Schwüre ewiger Treue, bittere Thränen und jauchzende Lust — das sind so die einzelnen Momente, aus denen sich eine heimliche Liebe zusammensetzt, und das hätte noch lange so fortgehen können, denn der Graf war viel zu stolz, um auch nur auf den Verdacht zu kommen, seine Tochter könne sich soweit erniedrigen, einen Hauslehrer zu lieben. Die Gräfin war fränklich und blieb meist in ihren Zimmern.

Aber wir hatten in unserer Thorheit die Vorsicht vergessen und — meinen liebenswürdigen Bögling. Der kleine Majoratsherr vereinigte mit dem vollen Bewußtsein seiner Wichtigkeit und erhabenen Geburt ein ausgeprägtes Talent für Spionage, dessen geschickte Verwendung ihm später vielleicht zu einem ehrenvollen Posten verholfen haben würde, wäre er nicht vor der Zeit gestorben. Genug — er führte die Katastrophe herbei.

Der Graf überraschte uns eines Abends im Bibliothekszimmer. Es war ein fürchterlicher Auftritt, Luize allein, die stehend seine Knie umklammerte, hielt ihn zurück, daß er nicht selbst Hand an mich legte, und was dann geschehen wäre, ich wage es nicht zu denken. Noch in derselben Nacht wurde ich schimpflich aus dem Schloß gejagt — fast mit Gewalt schleppten die Diener mich in den Wagen, der mich fortbringen sollte, denn ich war verzweifelt, meiner Sinne nicht mächtig und hätte lieber mich und die Geliebte getödtet, um wenigstens im Tode mit ihr vereint zu sein. Doch das waren Wahnsinnsgedanken eines Jünglings. So leicht findet man sich nicht mit den finsternen Mächten des Schicksals ab — es zwingt uns, zu leben und zu leiden. Als der Wagen davonjagte und das Schloß hinter mir in Nacht versank, da wußte ich: es war vorbei für immer, ich hatte die Geliebte und mit ihr mein Glück verloren."

"Armer, armer Onkel," sagte Gertrud leise, Joseph's Hand, die leicht zitterte, zwischen die ihrigen nehmend. Er strich ihr liebevoll über das Haar und ein wehmüthiges Nöcheln suchte um seinen Mund. "Leben und leiden, Kind, das ist gleichbedeutend und das große Geheimniß, worüber die Menschen sich alle den Kopf zerbrechen. Und je wärmer das Herz schlägt, je sehnsüchtiger es nach Glück verlangt, desto tiefer und schmerzlicher muß es empfinden, daß der Inhalt dieses Lebens eine Täuschung ist. So lehrt es die traurige Weisheit der Inder,

und wenn Du die Geschichte der Menschheit durchblättest, so findest Du auf jedem Blatt eine bestätigende Bemerkung eingezeichnet."

"Und Luize — hast Du sie nie wiedergelesen?"

"Nie. Der schöne Traum war vorbei. Am Tage nach jener Katastrophe langte ich bei Deinem Vater an, körperlich und geistig gebrochen. Ich wollte mich ihm anvertrauen, mich an seine Brust werfen, um dort Trost zu suchen in meiner Verzweiflung, denn er war ja der Einzige, der mir nahe stand. Er aber stieß mich rauh zurück, ließ mich gar nicht zu Worte kommen. Die Thatsache meiner abermaligen plötzlichen Entlassung war ihm genug, um mich ungehört zu verdammen. Er rief mir zu, daß ich bei ihm weder Trost noch Hilfe finden könne, nachdem ich sein Vertrauen abermals getäuscht und den Namen meines Vaters und den seinigen durch mein Verhalten entehrt. Ich war in seinen Augen ein Verworfenster, mit dem er jede fernere Gemeinschaft zurückweisen zu müssen glaubte.

In mir regte sich noch einmal der letzte Rest von Stolz, den ich noch besaß. Ich schied mit einer Verwünschung von ihm — Haß und Verzweiflung im Herzen gegen ihn, gegen die ganze Menschheit. Was ich bisher nicht gewesen, das wurde ich jetzt, ein leichtsinniger Geselle, der gleichgültig gegen sein künftiges Schicksal im Taumel des rausches Vergessenheit seines Leides suchte. Ich hatte mich nach Berlin begeben. Mein Lehramt stößte mir Abscheu ein — eine anständige Stellung fand sich nicht und, von Mitteln entblößt, wie ich war, schloß ich mich einer Gesellschaft von Vorstadtschauspielern an, bei denen ich bald eine hervorragende Rolle spielte. Jede Aussicht auf eine Staatsanstellung hatte ich damit freilich verscherzt, doch das galt mir in meiner damaligen Stimmung gleich.

Dein Vater, der von meinem Lebenswandel erfuhr, sagte sich feierlich und förmlich von mir los — ich lachte darüber. Ich war damals in einer bösen Gemüthsverfassung und ging meinem physischen und moralischen Untergange entgegen. Eine nächtliche Kauferei, bei der ich einen Nachwächter zu Boden schlug, nöthigte mich, die Flucht zu ergreifen, wollte ich nicht in's Gefängniß wandern.

Ich entkam nach Hamburg und auf ein eben auslaufendes Schiff, das Arbeiter nach Brasilien führen sollte. Diesen schloß ich mich an und unterzeichnete, von der Noth des Augenblicks gedrängt,

einen jener schmachvollen Auswandererverträge, der mich zum halben Sklaven eines brasilianischen Landeigentümers machte.

Ich habe drüben in der neuen Welt eine harte Schule durchgemacht, aber unter Mühseligkeiten, Entbehrungen und angestrengter Arbeit fand ich das verlorene Gleichgewicht meines Innern wieder. Mein besseres Ich gewann die Oberhand. Wie ich mich durchgerungen und in fünfzehnjähriger unausgesetzter Thätigkeit der Mann geworden bin, als welchen Du mich jetzt vor Dir siehst — das, mein Kind, erlaß mir zu erzählen. Nimm mit der Thatsache vorlieb: Du darfst Deinem Onkel ohne zu erröthen die Hand reichen, es ist die eines ehrlichen Mannes."

Er faßte ihre Hand, die noch in der seinen ruhte, fester. Gertrud aber, von ihren Gefühlen überwältigt, warf sich schluchzend an seine Brust.

Im nächsten Augenblicke aber riß sie sich schon mit einem leisen Ausruf des Schreckens wieder los. Ganz in der Nähe ertönten Fußtritte und das Knistern trockener Zweige. Beide wandten sich schnell



Die Luftspiegelung vom Tomlihorn aus gesehen.



Stelle der Luftspiegelung vor einem Felsgrat.
Luftspiegelung, gesehen vom Tomlihorn (Schweiz). (S. 16)

um und sahen den jungen Inspektor hinter sich stehen. Dieser war nicht weniger erstaunt über das Zusammentreffen als Joseph und Gertrud, denn der starke Stamm der Eiche hatte ihm bisher die Dastigenden verborgen.

„Das nenne ich einen glücklichen Zufall!“ rief er fröhlich. „Ich wollte eben hinunter nach dem Schulhause und sehen, ob ich Sie vielleicht noch im Garten beim Abendbrod anträfe.“

Hubenreuter warf einen scharfen Blick auf Paul, dessen Züge etwas Verlegenheit zeigten, und dann auf Gertrud, die blutroth geworden war.

„So, so, also zu mir wollten Sie? Da freut es mich, daß Sie mich hier getroffen haben, sonst wäre Ihr Weg vergeblich gewesen.“ Er öffnete sein Kofferchen, während Paul sich Gertrud genähert hatte, und entnahm demselben ein kleines Etui.

„Du mußt nach Hause, Gertrud.“ sagte er dann. „Die Sonne ist unter und man wird Dich dabei vermissen. Ich habe Euch Allen eine Kleinigkeit mitgebracht, unter den obwaltenden Umständen werde ich wohl aber das Meiste wieder mitnehmen müssen.“ Er nahm aus dem Etui ein kleines Brillantkreuz an feiner goldener Kette und hängte es Gertrud um den Hals.

„Da, Kind, trage es zum Andenken an Deinen Onkel und an diese Stunde.“

„Alle Wetter, das lasse ich mir gefallen,“ rief Paul, die im Dichte des Abendrothes funkelnden Brillanten bewundernd. „Dieses Geschenk ist eines Brasilianers würdig.“

„Ich danke Dir, Onkel. Ich will's tragen zum Andenken an Dich,“ sagte Gertrud einfach. „Aber fast wäre es mir lieber gewesen, wenn Du mir statt dieses kostbaren Kreuzes ein einfaches gegeben hättest. Mir ist es, als dürste ich es gar nicht nehmen.“

„Närrchen,“ lächelte er. „Mir ist es nicht so kostbar, als Du glaubst. Brasilien ist das Land der Diamanten und einer der Pächter der berühmten Gruben von Sao Joao da Barra ist mein Freund. Du kannst außerdem unbesorgt sein. Ich bin kein reicher Mann — aber wohlhabend genug, um mir die kleine Freude, Dich zu beschenken, gönnen zu dürfen. Komm, ich bringe Dich noch ein Stückchen auf den Weg.“

Alle Drei stiegen den Hügel hinab und gingen plaudernd nebeneinander her, bis sie zwischen die Gartenhecken kamen. Dann blieb Hubenreuter stehen.

„Nun wollen wir Abschied für heute nehmen, Gertrud. Ich bleibe morgen noch hier.“

„Auf Wiedersehen, Onkel!“

Die Anwesenheit Paul's verhinderte nähere Verabredungen, Beide wechselten nur einen Blick des Einverständnisses, dann eilte Gertrud den schmalen Weg entlang, dem Schulhause zu.

„Sie gehen nicht mit?“ fragte Paul verwundert, als das junge Mädchen verschwunden war.

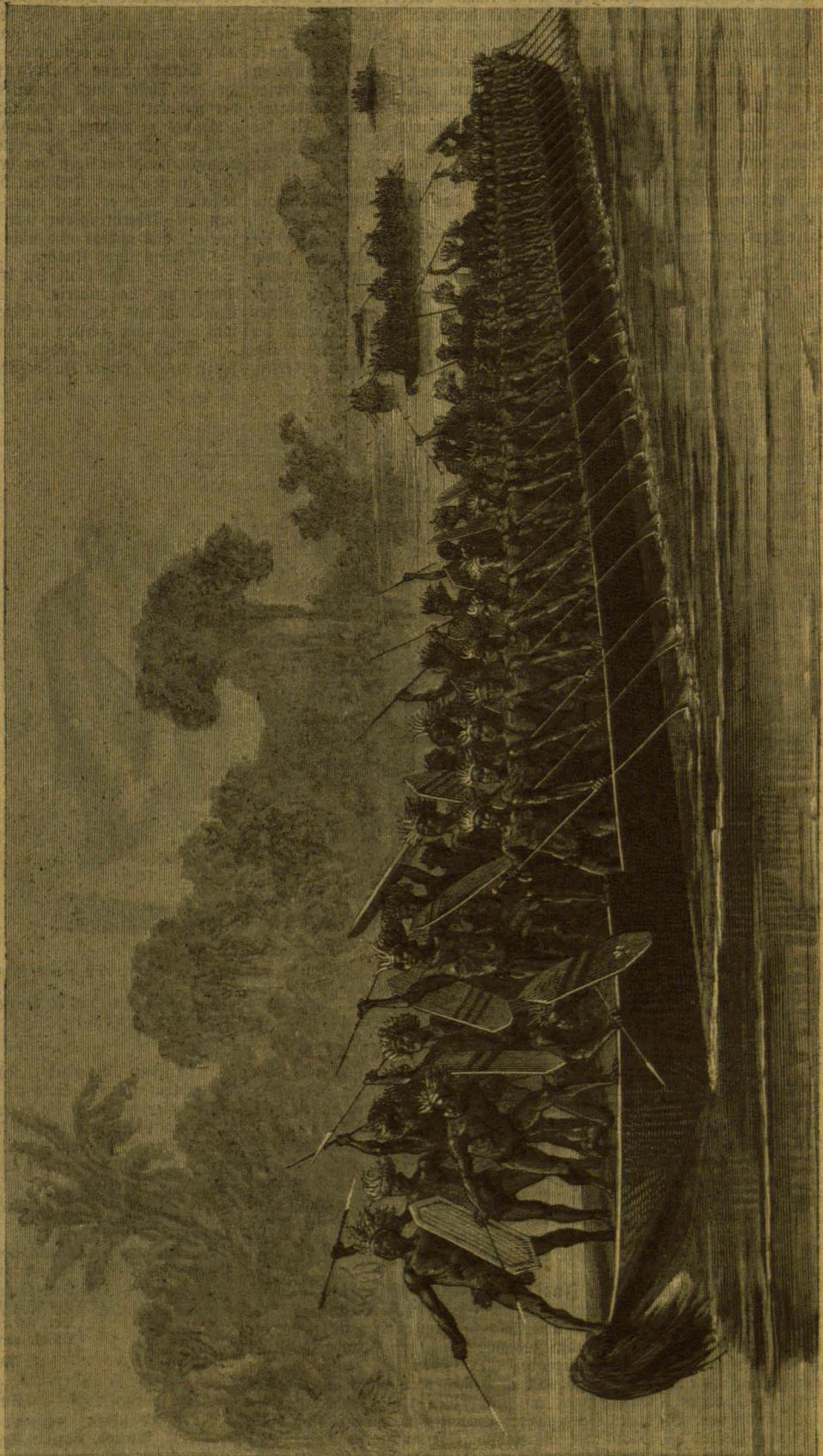
„Nein. Ich ziehe es vor, im Gasthause zu logiren.“

„Im Gasthaus? Sie meinen im Dorfstrug? Da werden Sie schwerlich ein Unterkommen finden, die Leute sind auf Fremde nicht eingerichtet, höchstens auf Fuhrknechte, die mit einer Streu vorlieb nehmen.“

„Das thue ich auch. Ich habe schon schlechter gewohnt,“ bemerkte Joseph.

Paul schüttelte nachdenklich den Kopf. Die Sache kam ihm äußerst sonderbar vor, allein da Hubenreuter keine näheren Aufklärungen geben zu wollen schien, war er taktvoll genug, nicht danach zu fragen.

„Wissen Sie was,“ sagte er stehen bleibend, „kommen Sie mit mir. Meine Wohnung ist geräumig und mein Bett steht zu Ihrer Verfügung, ich schlafe auf dem Sopha. Ich kann es wirklich vor meinem Gewissen nicht verantworten, Sie nach dem Dorfstrug zu bringen. Die Streu wäre das Wenigste, aber der Schmutz und das Ungeziefer sind für einen



Großes Strigehaar der Congo-Regen auf dem Krebshorn. (S. 16)

gebildeten Mann unerträglich. Hat Ihnen das Ihr Herr Bruder nicht gesagt?“

„Nein.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigs.

(Nachdruck verboten.)

Die Luftspiegelungen. (Mit 2 Bildern auf Seite 14.) — Unter den verschiedenen Arten von Luftspiegelungen, die sämmtlich durch Zurückwerfung, Brechung und Beugung der Lichtstrahlen entstehen, sind wohl die bekanntesten die Fata morgana, welche sich besonders häufig in Wüsten zeigt, und das sogenannte Brockengepenst. Letzteres hat seinen Namen daher, weil diese Luftspiegelung zuerst auf dem Gipfel des Brockens beobachtet wurde, sie kommt aber auch auf anderen Berggipfeln vor, und unsere beiden Bilder auf S. 14 veranschaulichen eine derartige, auf dem 2133 Meter hohen Tomlihorn, einer der Spitzen des Pilatus, wahrgenommene Erscheinung. Die betreffenden Reisenden gewahrten zuerst eine sogenannte Glorie (zwei regenbogenfarbige Ringe) auf einer Wolke vor einem Felskrat etwas unterhalb ihres Standortes, wie die untere Abbildung die Stelle dieser Lusterscheinung angibt. Als die Reisenden dann näher an den Abhang traten, wobei sie die Sonne gerade im Rücken hatten, sahen sie ihre Schatten auf jenem Ringe reflektirt, so daß Jeder von ihnen seinen eigenen Schatten gerade im Centrum der Glorie gewahrte, und den seines Begleiters daneben, wie das obere Bild es veranschaulicht.

Die Kriegskanoes der Congo-Neger. (Mit Bild auf Seite 15.) — Die Neger an den Ufern des Congo bedienen sich zu Fahrzeugen auf jenem mächtigen Strome vorzugsweise der sogenannten Kanoes, von denen sich namentlich die Kriegskanoes durch bedeutende Größe auszeichnen. Eine ganze Flotte von solchen Fahrzeugen rückte dem berühmten Reisenden Stanley in feindlicher Absicht entgegen, als er Ende Februar 1877 auf seiner ersten Congoexpedition die Mündung des Aruwimiflusses erreichte. Voran fuhr das auf unserem Bilde S. 15 besonders in die Augen fallende Hauptboot, welches 80 Mann ruberten während hinten acht Steuerleute mit sehr langen Rudern den Lauf des Kanoes lenkten. Am Vordertheil war ein großer Büschel von Palmfasern befestigt, dahinter standen zehn speer-schwingende junge Krieger auf einer Art Estrade, während hinter ihnen der ganze Innenraum des Kanoes mit Kämpfern im Kriegsschmuck angefüllt war, in deren Mitte die Häuptlinge den Kriegstanz ausführten. Eine wohlgezielte Gewehrsalve der 43 Schützen Stanley's trieb jedoch die ganze Flottille von Kriegskanoes in schleunigste Flucht.

Wie man Bilder sammelt. — Der französische Marschall Soult besaß eine kostbare Bilderammlung, die namentlich spanische Gemälde der berühmtesten Meister, wie Murillo, Velasquez u. c. enthielt, und sie hatte den Vorzug vor anderen Gemäldesammlungen, daß ihre Erwerbung ihm nichts kostete. Auf seinem Heereszuge durch Spanien, den er 1808 bis 1813 unternahm, erhielt er die Meisterwerke der spanischen Künstler alle geschenkt und zwar meist unter Ausstellung von schriftlichen Schenkungsurkunden. Da nämlich die Liebe des Marschalls zu schönen Gemälden allgemein bekannt war, so machten sich viele Klöster und Kirchen diese Leidenschaft zu Nutze und boten ihm bei seiner Annäherung ein Gemälde als Zeichen ihrer Dankbarkeit, wenn er ihr Kloster, ihre Kirche bei Kriegslieferungen, Einquartierungen u. c. schonen wollte. Der Marschall nahm diese Zeichen der Dankbarkeit huldvoll an, stets mit der Erklärung, daß die geringste Widersegligkeit gegen französische Truppen unnachlässig die Zerstörung des Klosters oder der Kirche zur Folge haben würde, womit der Marschall sein Gewissen genügend gewahrt zu haben glaubte. Da nun die Schenkung eines guten Bildes Aussicht auf Rettung des ganzen übrigen Kloster- oder Kirchenbesitzes eröffnete, so war es nicht zu verwundern, daß dem Marschall Gemälde auf Gemälde angeboten wurde. Die Mönche und Priester dankten Gott, daß sie es mit einem so kunstfertigen feindseligen Heerführer zu thun hatten, der, soweit es im Kriege möglich war, seine schützende Hand über Kirchen und Klöster hielt und wenigstens die rohe Zerstörung abwehrte. Da sich Soult vorsichtig Urkunden über die Freiwilligkeit der Schenkungen ausstellen ließ, so war er vor Reklamation seiner Kunstschätze gesichert, und als nach seinem Tode die reiche Sammlung versteigert wurde, erhob sich in Spanien nicht eine einzige Stimme, welche rechtliche Ansprüche an jene Bilder zu haben behauptete. [Bl.]

Volkszählung unter den Indianern. — Es ist im höchsten Grade interessant zu lesen, auf welche einfache und dabei erfolgreiche Methode bei der letzten allgemeinen Volkszählung die amerikanische Regierung verfiel, um die Kopzahl der noch in Wildheit lebenden Indianerstämme, als Comanches, Utes, Sioux u. c. festzustellen. Die Häuptlinge derselben finden sich häufig auf den Grenzorten ein, um entweder Tauschhandel zu treiben oder die ihnen von der Regierung ausgesetzten Unterfügungen an Provisoren und Lebensmitteln in Empfang zu nehmen. Bei diesen Gelegenheiten gewann man durch Versprechung eines Ertrageschentes die Häuptlinge, als Zahlungskommissäre zu dienen. Da dieselben aber weder lesen noch schreiben können, so wurde die Sache folgendermaßen in's Werk gesetzt. Der oberste Häuptling jedes Stammes erhielt ein großes Bündel Weidenruthen, jeder „Sachem“ oder Häuptling eines Dorfes einen Vogen Papier, auf welchem er so viele Striche mit bunten Farben zog, als Bewohner in seinem Dorfe waren. Für jeden Mann wurde ein sehr langer Strich, für jede Frau ein kurzer und für jedes Kind ein noch kürzerer nach Maßgabe des Alters auf den Vogen gezeichnet, worauf dann die so gefüllten

Zählbogen in die Hände des obersten Häuptlings gelangten, welcher die nur ihm verständliche Farbenmalerei in eine dem Zählamt verständliche Schrift übersetzte und zwar mit Hilfe der Weidenruthen. Jede Weidenruthen bedeutete ein Familienoberhaupt, die Anzahl der darin eingeschrittenen Kerbe seine Frauen und erwachsenen Söhne oder Töchter. Die Anzahl der Kinder wurde bezeichnet durch kleine, dünne Weidenruthen, die in Bündeln zusammengebunden den großen Weidenstäben angehängt wurden. Die so präparirten Stäbe gelangten dann in die Hände des statistischen Amtes zurück und auf diese einfache Weise gelang es, die Zahl der noch vorhandenen wilden Indianer annähernd richtig zu bestimmen. [F. 3.]

Sonderbare Guldigung. — Eines schönen Nachmittags klopfte es an der Thüre eines Zimmers im Palace-Hotel zu San Francisco, welches der Komiker Owens bewohnte; zugleich ließ sich das Rauschen eines Frauengewandes vernehmen. Owens, der es sich etwas bequem gemacht, zog seinen Rock an und öffnete. Zu seiner Verwunderung befand sich Niemand draußen, dagegen stand ein Korb vor der Thüre. Als er den Dedel zurückschlug, lagte ihm ein prächtiges Knäblein von etwa drei Monaten entgegen. An dem Kleide desselben fand er, mit einer Stenadnel befestigt, ein Briefchen des Inhalts, daß die Ueberbringerin ihre Bewunderung für ihn, den berühmten Schauspielerspieler, nicht anders und nicht besser habe an den Tag legen können, als durch das Geschenk ihres Knaben. „Nehmen Sie ihn, lieben Sie ihn,“ hieß es am Schlusse. „Möge Gott Sie beschützen und möge es Ihnen wohlhergehen. Ihre unbefannte Bewundererin.“ Owens faßte nach kurzem Bedenken wirklich den Entschluß, das sonderbare Geschenk zu behalten. Er ließ den Knaben erziehen und hatte viele Freude an ihm.

Was heißt „leben“? — Einer der ältesten und ausgezeichnetsten Feldherrn der römischen Kaiser Trajan und Hadrian, Cajus Similis, fühlte nach einer langen ruhmvollen Laufbahn als Krieger und Staatsmann das Bedürfniß, den Rest seines Lebens in der Zurückgezogenheit von dem Wirrwarr des Hof- und Kriegstreibens, in ruhigem Genuß der Natur und der Wissenschaft hinzubringen und legte zu dem Besuche alle seine Aemter und Würden nieder, worauf er sich in den stillen Frieden einer kleinen Villa (seinem einzigen Besitztum, trotz so vieler Gelegenheiten, ungeheure Reichthümer zu sammeln) zurückzog. Hier genoß er, im betteren Verlehr mit den großen Schriftstellern der Vergangenheit, in der Freude an den Reizen der Natur in Wald, Feld und Gärten, noch sieben schöne inhaltsreiche Jahre, und befaßte sterbend, auf seinem Grabstein die Worte zu setzen: Hier ruhen die Gebeine des Cajus Similis, der ein hohes Alter erreichte, aber nur sieben Jahre „gelebt“ hat. [L. 3.]

Eine Parität. — Ein seltsames, weder geschriebenes noch gedrucktes Buch, wohl die größte Kuriosität in der ganzen Bücherwelt, befindet sich in Frankreich im Besitze der fürstlichen Familie von Ligne. Es hat den Titel: „La Passion de Christ.“ Jeder Buchstabe ist aus dem Blatte ausgeschnitten und da das Buch mit blauem Papier durchschossen ist, so liest es sich so bequem wie der beste Druck. Es muß darauf eine Unsumme von Arbeit und Geduld verwendet worden sein, besonders da jeder, auch der kleinste Buchstabe, mit größter Genauigkeit im Schnitt wiedergegeben ist. Das Buch ist von größtem Werthe und Kaiser Rudolph II. (1576 bis 1612) bot dafür 11,000 Dukaten, nach heutigem Geldewerthe etwa 600,000 Mark. [R.]

Gustav Adolph, König von Schweden, war über die rucklosen Schandtthaten seiner Soldaten zuweilen auf's Aeußerste empört. Einmal packte er mit eigener Hand einen Korporal, der einem armen Bauern eine Kuh geroubt hatte, bei den Haaren und übergab ihn einem der Vorgesetzten mit den Worten: „Es ist besser, ich strafe Dich, als daß Gott nicht allein Dich, sondern auch mich und uns Alle straf!“ [Dr. M. S.]

Charade.

Gewiß wird jede Festlichkeit
Überall erst recht gelingen,
Wenn sich ihr Eins und Zwei geweiht,
Die stets das Schönste mit sich bringen.

Die Dritte wird zu jenem Haus
Seit alten Zeiten stets verwendet,
In welchem Jeder ruhet aus,
Der seine Lausbahn hat vollendet.

Das Ganze ist ein Schlachtgesfeld,
Wo tühn sich Mancher weiß zu schlagen,
Der, wie ein Tämlein faust und mild,
Es nie verstand ein Schmerz zu tragen.

[M. Paul.]

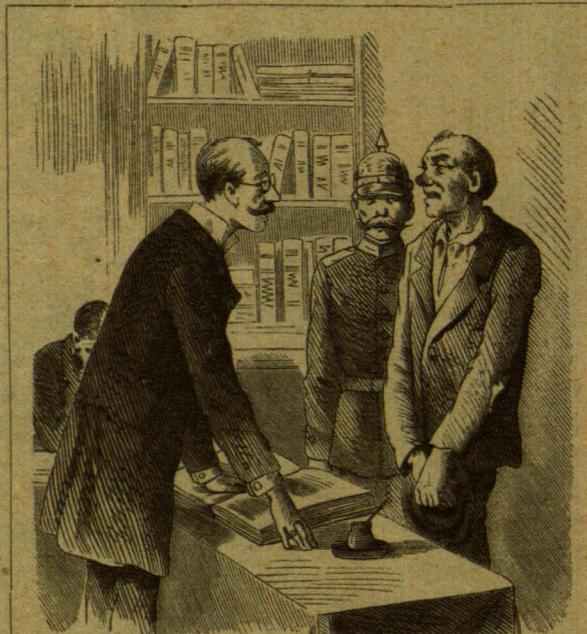
Auflösung folgt in Nr. 5.

Auflösungen von Nr. 3:

des Räthfels: Par; des Arithmogriphs: Ludwigshafen, Diana, Falun, Windhund, Wieland, Eugenie, Egge, Helena, Ananas.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei des „Süddeutschen Lloyd“.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schöntein in Stuttgart.



Entschuldigungsgrund.

Richter: Ihr Verleben ist nicht ohne Mal; Sie waren schon dreimal eingesperrt.

Angeschuldigter: Aber Sie vergessen, Herr Richter, daß ich bereits 65 Jahre alt bin; bei diesem Alter ist das doch nicht viel?